

Aus aller Herren Länder ✓

Das Mannheimer Experiment vor 350 Jahren

Die Industriestadt Mannheim hat den wohl höchsten Anteil an ausländischen Einwohnern von allen badischen Städten. Das Zusammenleben, obgleich nicht ohne Reibungspunkte, funktioniert. Vielfach wird gar das Mannheimer Klima als besonders tolerant und welt-offen gerühmt.

Der Beitrag der kürzlich in den Ruhestand verabschiedeten stellvertretenden Direktorin der Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim, Frau Dr. Grit Arnscheidt, erschien uns in diesem Zusammenhang äußerst aufschlußreich. Der historische Exkurs über die Mannheimer Mentalität erschien am 31. 1. 2002 in der Wochenzeitschrift DIE ZEIT. Der Wiederabdruck erfolgt mit deren freundlichen Genehmigung.

Volker Keller

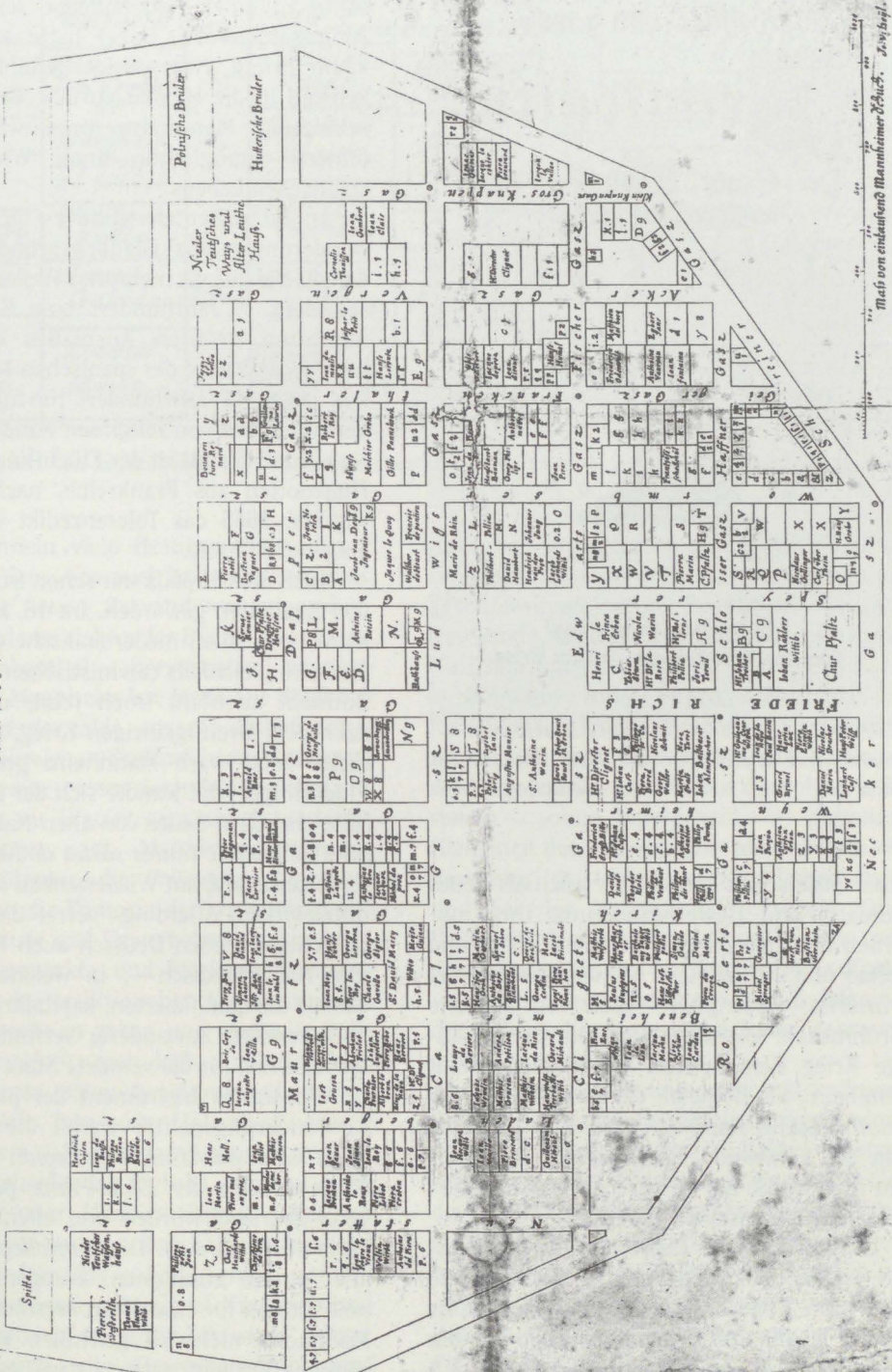
Liselotte von der Pfalz, Schwägerin Ludwigs XIV., des Sonnenkönigs, erinnert sich in ihren berühmten Briefen vom französischen Hof in die Heimat gern an ihre pfälzische Kinderzeit. Immer wieder erwähnt sie dabei Menschen, denen sie damals begegnet ist. So erkundigt sie sich nach einem Stadtdirektor Clignet oder nach einem Jacob van Deyl, der aus den Niederlanden stammte. In Erinnerung geblieben ist ihr auch ein einfacher Messerschmied, dem sie häufig bei der Arbeit zugeschaut hat und von dem sie weiß, dass er „Anabaptist“ (Täufer) ist. Vergessen hat sie weder den blinden französischen Pfarrer Jacques Couet du Vivier noch die „Polnisch, so die Socinianer hießen“, oder die „Juden von Avignon“. Alle diese Menschen lebten um 1665 innerhalb der Mauern derselben Stadt, und diese Stadt war Mannheim.

Liselotte von der Pfalz, eigentlich Elisabeth Charlotte, in Heidelberg aufgewachsene Tochter des Pfälzer Kurfürsten Karl Ludwig, hat vor ihrer Heirat 1671 mit des Königs Bruder Mannheim mehrfach besucht, es danach aber nie mehr wiedergesehen. Trotzdem sind ihre Erinnerungen erstaunlich präzise. Die von ihr erwähnten Personen finden sich alle auf einem Grundrissplan, den Jacob van Deyl gezeichnet hat, ein aus Den Haag stammender „Ingenieur“, der in Mannheim zum Schultheiß, Zoltschreiber und Stadtkommandanten aufgestiegen war. Sein *Inwendiger Plan der Statt Mannheim wie selbige anietzo gebaut und bewohnt wirdt, den 4. Aprilis anno 1663* ist ein faszinierendes Dokument von überlokaler Bedeutung. Denn zu Straßen und Grundstücken verzeichnet er penibel die Namen der Hausbesitzer: Menschen aller Herren Länder und Religionen. Sogar an der Spitze Mannheims stand mit Stadtdirektor Henri Clignet dreißig Jahre lang ein Bürger wallonischer Herkunft.

Es war ein bemerkenswerter Modellversuch: Können Menschen aus den verschiedensten Ländern Europas, können aber auch Calvinisten und Katholiken, Mennoniten und Juden, Waldenser und Lutheraner eine Kommune bilden, die sich als solche begreift und als solche handelt? Das „große Werk“, wie Clignet das Mannheimer Experiment gern nannte, diese „Mixtur so vielerley Nationen“, begann vor 350 Jahren.

Damals war die Stadt erst knapp fünf Jahrzehnte alt, 1606/07 hatte sie Kurfürst Friedrich IV., der in Heidelberg residierte, samt einer Zitadelle anlegen lassen zum Schutz

Entworfener Plan der Stadt Mannheim mit Angabe der Hausbesitzer Anno 1663.



Maß von einander Mannheimer Maß. 1663.

Jacob van Deyl, Plan der Stadt Mannheim mit Angabe der Hausbesitzer, 1663

Reiss-Engelhorn-Museum

Barhafftige vnd gewisse

Privilegien

Der Stadt Mannheim in
der Chur-Pfalz gelegen.

1 6 5 2.



Gedruckt zu Heydelberg/
Bey Gotthard Bögelins seeligen Erben.

Mannheimer Stadtprivilegien von 1652, Titelblatt des Drucks
Reiss-Engelhorn-Museen

seiner pfälzischen Lande, aber auch als neues Handels- und Gewerbezentrum. Ihre modernen Festungsanlagen zwischen Rhein und Neckar und ihr (im Kern bis heute bewahrter) Grundriss, erlangten rasch europäische Berühmtheit. Allerdings hatte der Dreißigjährige Krieg tiefe Spuren hinterlassen. Denn Mannheim, als Bollwerk der protestantischen Union gedacht, stand von Anfang an im Zentrum des konfessionellen Konflikts im Reich und in Europa. Bei Kriegsende war die Kurpfalz verwüstet und entvölkert.

„Eingenommen, abgebrannt, ausgeplündert und so übel zugerichtet . . . dass sie viele Jahre ohne Einwohner wüst gestanden und ist anderst nichts gantz stehen blieben als die Wälle, das Rathaus und etliche Mauern und Keller der verheerten Häuser“, so fand Kurfürst Karl Ludwig bei seiner Rückkehr aus 30-jährigem Exil 1649 die Gründung seines Großvaters vor. Der Wiederaufbau der Stadt,

der fast einer zweiten Gründung gleichkam, sollte zu einer Hauptaufgabe seiner Regierungszeit werden. Dabei hatte er zunächst kaum Erfolg. Nur wenige geflohene Pfälzer kehrten in die Heimat zurück. Erst die Entscheidung, Mannheim für Zuwanderer zu öffnen, ermöglichte einen Wiederbeginn städtischen Lebens.

An Interessenten fehlte es nicht. Völkerwanderungen aus Glaubensgründen gab es damals zuhauf. In mehreren Wellen begleitete seit dem 16. Jahrhundert eine Konfessionsmigration größten Ausmaßes den Unabhängigkeitskampf der spanischen Niederlande. Das ganze 17. Jahrhundert hindurch hielten Vertreibungen von religiösen Minderheiten an – weithin bekannt ist der Flüchtlingsstrom der Hugenotten aus Frankreich, nachdem Ludwig XIV. 1685 das Toleranzedikt von Nantes aufgehoben hatte.

Auch die Kurpfalz war schon früh zum Ziel von Exulanten geworden. Im 16. Jahrhundert kamen vor allem niederländische Calvinisten, die beim gleichfalls calvinistischen Kurfürsten Zuflucht suchten. Doch jetzt, unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg, ging es um mehr. Jetzt warb Mannheim geradezu um Flüchtlinge, jetzt wandte sich der Kurfürst an „alle ehrlichen Leute von allen Nationen“ (*les gens de bien de toutes sortes de Nations*) und forderte sie auf, am Wiederaufbau seiner Stadt mitzuwirken. Allerdings verrät die Wahl der Sprachen – neben Deutsch auch Französisch und Niederländisch –, in welchen Ländern damals die qualifizierten, kapitalkräftigen und risikobereiten Zuwanderer vermutet wurden, die man sich für die verödete Stadt erhoffte.

Wichtigstes Instrument der planmäßigen Einwanderungspolitik waren die *Wahrhaftigen und gewissen Privilegien der Stadt Mannheim in der Chur-Pfalz gelegen*, die 1652 gedruckt wurden und offenbar schnell Verbreitung fanden. Diese *Privilegien* fassten alle Anreize zusammen, Zusagen, ohne die neue Bürger für eine derart zerstörte Stadt wie Mannheim nicht zu gewinnen waren. Persönliche Freiheit gehörte dazu, auch winkte man mit steuerlicher Entlastung und mancherlei Vergünstigungen; so sollte es beispielsweise unentgeltlich Bauplätze und billiges Baumaterial geben.

M S		Matthias Welfarth	Clignet O. G. G. G.	Friederich Ernst Bitto	H ^r Director Clignet
Paulus Nuytgens		Hans Mar- tin Treib- er	Daniel Knodt	H ^r Johan Cast	H ^r Johan Cast
n. 5		Bartholo- my Tauer no Wittib	Theodor Klein	e. 4	f. 3 g. 3 Philippe le Ca
o 5		Philibert pollie	Philippe Venhaut	d. 4 c. 4 b. 4	Pierre Barod
Hans Iost- Eiffelsta- ter		Simon Gahide	Philippe dir mont	Anthoine Gautier	Georg Walter
		Daniel Marin	Henri Phil- ippe	d 7	Martin Ehalt
Pierre du Croce				Philip Perez	Nooz Turot
					Iohan Balthasar Alenspacher

Ausschnitt aus dem Plan des Jacob van Deyl, 1663, mit dem Haus von Henri Clignet

Reiss-Engelhorn-Museen

Zwar ähneln viele Bestimmungen dieser *Privilegien* dem, was auch anderwärts damals üblich war, wenn Zuwanderer umworben wurden, und was sich in der Pfalz – so etwa im nahen Frankenthal – hervorragend bewährt hatte. Doch Mannheim bot mehr. Die Stadt besaß „wegen der alda zusammenfließenden zweyen schiffreichen Ströme“ beste Voraussetzungen für eine prosperierende Handelsstadt. „Alles kann zu Wasser gemächlich und mit wenig Kosten nach Mannheim gebracht werden“, rühmten die *Privilegien* und entflammten so die Fantasie der ansiedlungswilligen Kaufleute und Gewerbetreibenden. Jahr- und Wochenmärkte und Marktschiffsverbindungen zu den traditionellen Handelszentren am Rhein sollte es geben und wertvolle Zollbefreiungen. Hoffte man doch, auf diese Weise den Fernabsatz pfälzischer Agrarprodukte wie Getreide, Wein, Tabak oder Holz zu sichern.

Außerdem galt, und damit ging man noch einen entscheidenden Schritt weiter: „Kein Handwerck oder Handwercksleut sollen zu Mannheim unter Zünfften stehen, sondern mag ein jeder alda arbeiten nach seinem belieben, und zwar mit so viel Knechten und Instrumenten als er gutfinden wird.“ Dieser frühe Versuch, die Gewerbefreiheit einzuführen, war ein kühnes Unterfangen, da allerorten Zunftzwang herrschte, und er sorgte entsprechend für Aufsehen und Ärger. Doch der Text wird noch deutlicher. Den Tuch-

machern garantiert er ausdrücklich die aus ihrer Heimat gewohnten Vertriebsformen und gestattet ihnen, „den Tuchhandel dergestalt frey handzuhaben, wie er jetzo zu Leyden, Verriers und anderswo florirt“.

Wie ein roter Faden zieht sich die Formulierung „ohne Unterscheid von Nationen“ durch die Artikel der *Privilegien*. So soll der Magistrat aus „wirklichen Einwohnern“ bestehen – „ohne Unterscheid von Nationen“. Gleichheit der Nationen galt aber auch bei der Besetzung geistlicher und weltlicher Ämter und bei der Nachwuchsförderung: „Ohne Unterscheid von Nationen“ sollen zwei oder drei begabte Kinder auf kurfürstliche Kosten „so lang studiren und reisen . . . biß daß sie in der Policey, Kirchen oder Schulen gebraucht werden können“.

Die Fluktuation unter den ersten Zuwanderern war noch beträchtlich. Nach einem guten Jahrzehnt, als van Deyls Plan entstand, zeigte sich aber, dass das vordringlichste Ziel, die Wiederbesiedlung des Stadtgebiets, schon weitgehend erreicht worden war. Nur am Rand, in unmittelbarer Nähe der Festungswälle und -gräben, einer in der Tat etwas prekären Wohngegend, sieht man noch größere unbebaute Flächen.

Exakte Angaben über die damalige Einwohnerzahl fehlen. Doch gibt der Plan einen Eindruck von der Bevölkerungsstruktur: ein Viertel deutsche Namen, knapp zwei Drittel

französischsprachige, der Rest der Grundstücke ist in der Hand von Niederländern, Polen, „Portugiesen“ oder Familien, deren Herkunft aus den Namen nicht eindeutig ersichtlich ist.

Erstaunlicher noch als die Tatsache, dass hier Menschen aus ganz Europa zusammengefunden hatten, erschien den Zeitgenossen allerdings die neue Religionsvielfalt Mannheims. Denn nach Reichsrecht legte das Bekenntnis des Fürsten die Konfession seiner Untertanen fest: *cuius regio, eius religio*. Die herrschaftsstabilisierende Funktion eines einheitlichen Bekenntnisses stand dabei für die Landesherren außer Frage: „Wer gut regieren will, muß Untertanen einerlei [desselben] Bekenntnisses haben“. Eine Herrschaftsmaxime, die einerseits friedensstiftend wirkte, andererseits aber eben auch für manche konfessionelle „Säuberung“ gesorgt hatte.

Anders ging es in der Kurpfalz zu, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu den konfessionell am stärksten gemischten Territorien des deutschen Südwestens gehörte. Obwohl offiziell calvinistisch mit Karl Ludwig als Haupt einer reformierten Landeskirche, galt sie als ein Territorium, „darinn man allerhand Religionen passiren läst“. Dass in Mannheim gar „jeder, er sey auch von was Religion er wolle, Freiheit habe zu wohnen“ (wie ein französischer Reisender 1664 notierte), hat Zeitgenossen immer wieder frappiert. Die Einwohner, stellt ein Besucher 1671 nicht minder überrascht fest, „bestehen aus Lutherischen, Reformierten, Wiedertäufern und Juden, auch andere mehr, wohnen alle durcheinander, und darf ein jedweder bauen, wo er will“.

Die kirchlichen Verhältnisse waren allerdings kompliziert. Schon allein bei der offiziellen Konfession, den Reformierten, gab es drei verschiedene Gemeinden: eine deutsche, eine französische und eine niederländische. Die deutsch-reformierte Gemeinde hatte, obwohl sie sich als Erste konstituierte, keineswegs die meisten Mitglieder. Größer und im kirchlichen wie im politischen Leben tonangebend war die 1652 gebildete französisch-reformierte Gemeinde. Zu ihr zählten Calvinisten aus Frankreich, dem heutigen Belgien und der Schweiz. Vor allem diese Gemeinde profitierte von der Bestimmung der *Privi-*

legien, dass fremdsprachige Kirchengemeinden von mehr als 50 Familien auf kurfürstliche Kosten „Pfarrer und Schulmeister in ihrer Sprach“ erhalten sollten. So verfügten die Französisch-Reformierten bald über mehrere Pfarrer und Lehrer. Ihre „Frantzösische Schul“ muss, laut van Deyls Plan, ein stattliches Gebäude gewesen sein, größer jedenfalls als das „Hochdeutsch Schulhaus“.

Seit 1655 gab es außerdem eine niederländisch-reformierte Gemeinde. Flamen und Holländer erreichten zwar nicht annähernd die Zahl der französischsprachigen Zuwanderer, doch gehörten sie zu den angesehensten Bürgern der Stadt. Auf van Deyls Stadtplan erscheinen sie als „Nieder-Teutsche“, die u. a. soziale Einrichtungen unterhalten wie das „Nieder Teutsche Ways [Waisen] und Alter Leuthe Hauss“.

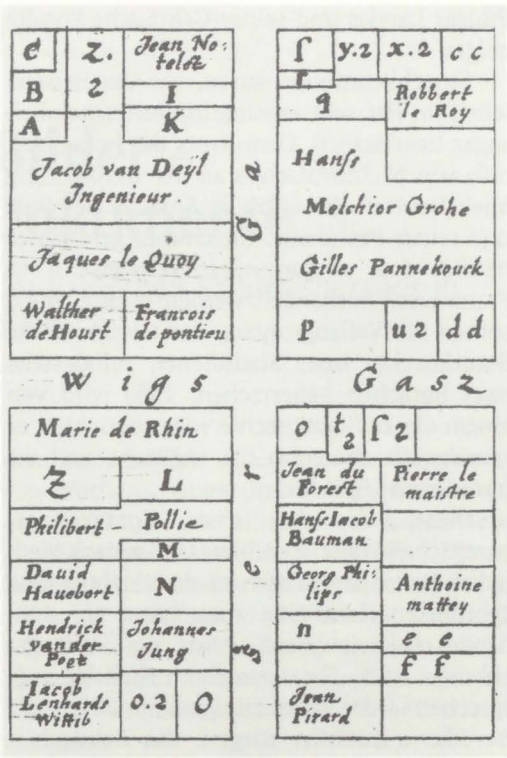
Sofern sie nicht die Vorrechte öffentlicher und uneingeschränkter Religionsausübung beanspruchten, hieß man auch Lutheraner und Katholiken willkommen. Höchst ungewöhnlich war dagegen der Zuzug einer Reihe anderwärts nicht geduldeter Religionsgemeinschaften außerhalb der drei großen christlichen Konfessionen. Obwohl es gegen Reichsrecht wie gegen eine noch geltende Landesordnung von 1582 verstieß, gestattete man Mennoniten, Hutterischen Brüdern und polnischen Sozinianern die Ansiedlung in Mannheim, wenn sie auf Missionierungsversuche ausdrücklich verzichteten. Wie van Deyls Plan erkennen lässt, wohnten Sozinianer und Hutterische Brüder nahe beieinander in Bruderhöfen am Rande der Stadt. Die Hutterischen Brüder, geschätzte Handwerker, die sich „nur zu Kriegsinstrumenten nicht gebrauchen“ ließen, weil jedes Soldatentum ihren religiösen Auffassungen widersprach, lebten seit 1652 in Mannheim und bekannten sich zur Gütergemeinschaft. 1658 folgten ihnen aus Polen vertriebene Sozinianer, eine religiöse Gemeinschaft, die sich vor allem aus Kritik an der Dreifaltigkeitslehre von der Kirche getrennt hatte. Zu ihnen gehörten bekannte Theologen wie Joachim Stegmann und Andreas Wiszowaty.

Unter den religiösen Minderheiten Mannheims stellten die Juden die größte Gruppe dar. Sie kamen aus ganz Europa und bildeten

zwei Kultusgemeinden, die 1660 jeweils eine eigene Konzession erhielten. Außer „deutschen Juden“, die vielfach aus bedeutenden jüdischen Zentren der Umgebung wie Worms oder Frankfurt stammten, teilweise aber auch aus Polen, aus Prag, Wien oder Metz zugewandert waren, ließen sich auch sefardische Juden aus dem Mittelmeerraum in Mannheim nieder. An sie erinnerte sich Liselotte von der Pfalz als „Juden von Avignon“. In Mannheim wurden sie „Portugiesen“ genannt und galten als wirtschaftlich besonders rührige Gruppe, die sich erfolgreich im Fernhandel betätigte.

Die Konzessionen gestatteten den jüdischen Mannheimern die Errichtung einer Synagoge mit einer Mikwe sowie einem eigenen Begräbnisplatz innerhalb der Stadtmauern. Im Unterschied zu vielen anderen Judenkonzessionen jener Zeit verzichtete man hier darauf, die Zahl der zuwandernden Familien zu beschränken. Der Blick auf van Deyls Stadtplan lehrt zudem, dass ihnen kein bestimmtes, abgegrenztes Wohnquartier zugewiesen wurde, zum Beispiel eine Judengasse wie nebenan in Frankfurt.

So streng geometrisch der Grundriss Mannheims war – (den Idealstadtvorstellungen der Renaissance nachgebildet) – Segregation gab es hier nicht. Alles wohnte bunt gemischt. Das ging natürlich nicht ohne Zank und Hader ab. Sprachliche Missverständnisse, die Herkunft aus ganz verschiedenen Rechtskreisen, abweichende Erziehungs-, Ausbildungs- und Gewerbetraditionen – vielerlei konnte zum Streit führen. Schon beim „täglich Brot“ zeigte sich der Unterschied der Geschmäcker. So konstatierten die Bäcker, dass „die meisten von den Welschen Bürgern und Einwohnern dahier“ Weißbrot dem in Mannheim üblichen Schwarz- oder Roggenbrot vorzogen, und bestanden deshalb auf einer neuen Kalkulation des festgelegten Preis-Gewicht-Verhältnisses bei Brot. Immer wieder plädierten die südländischen Zuwanderer auch für andere Brunnen, für solche, die es in ihrer Heimat gab, was die Pfälzer aber angesichts des nordischen Winters als ganz und gar absurd abtaten. Die erhaltenen Ratsprotokolle bezeugen mit einer Vielzahl solcher Einzelfälle anschaulich die „Integrationsprobleme einer bürgerlichen



Ausschnitt aus dem Plan des Jacob van Deyl, 1663

Reiss-Engelhorn-Museen

Gründungsstadt“, wie der Mannheimer Historiker Bernhard Kirchgässner es einmal genannt hat.

Und doch – das Experiment gelang, die Stadt funktionierte: Schon in den 1650er Jahren ist aus der Zusammensetzung des Rats ersichtlich, dass die oft beschworene Formel „ohne Unterscheid der Nationen“ tatsächlich Wirkung gezeigt hatte. Bereits 1655, also wenige Jahre nach dem Druck der *Privilegien*, berücksichtigte man bei der Kandidatenauswahl für den Rat auch die Zuwanderer. So wurden ein Wallone, ein Franzose, ein Niederländer und ein Mann aus Lüttich nominiert mit folgenden Begründungen: Für den Niederländer entschied man sich wegen seiner Erfahrungen als Prokurator in Vlissingen. Für den Wallonen sprach, dass „er einer von den ersten Fremdlingen war, so ihr Heil allhie gewagt, und auch den größten Anhang unter den Wallonen“ besaß. Ein weiterer Kandidat schien geeignet, weil er sich in allen Sprachen erfahren und auch des

Pfälzer Landes und seiner Gebräuche kundig zeigte.

Sprachkenntnisse waren, wie das Beispiel lehrt, im Rat sehr erwünscht, wahrscheinlich sogar unerlässlich. Denn trotz des hohen Anteils von Nichtdeutschen an der Bevölkerung blieb Deutsch die offizielle Sprache des Rats und seiner Protokolle. Gleichwohl geschah es häufig, dass – zumindest zeitweise – in Französisch verhandelt werden mußte. Auch sollten die Vollzugsorgane der Obrigkeit, die Stadtknechte bzw. Stadtdiener, mindestens zwei Sprachen beherrschen. 1660 wird von einem dieser Stadtknechte sogar berichtet, er spreche die deutsche, die englische und die französische Sprache.

Diese Umsicht und Kompromissbereitschaft trug Früchte: Die unterschiedlichen Gruppen wuchsen zu einer stabilen und geordneten Kommune zusammen. Als „blühendes Gemeinwesen“ wurde die Stadt gerühmt, und für „raschen Aufschwung“ sprechen in der Tat nicht wenige Indizien: die Bevölkerungszahlen stiegen, das Stadtgebiet wurde zügig bebaut, größere Betriebe siedelten sich an, wie die Seidenmanufaktur des Johann Passavant, und der Handel weitete sich aus. Obwohl der Rheinverkehr durch die Stapel- und Zollrechte älterer Metropolen – wie Mainz und Köln – damals noch nicht in der erhofften Weise gesteigert werden konnte, so besteht doch kein Zweifel, dass auch der Fernhandel florierte.

Diesen Aufschwung konnten Rückschläge wie zum Beispiel durch die Pest, die Mannheim 1666 heimsuchte, oder durch französische Truppenbewegungen, unter denen die Pfalz 1674 zu leiden hatte, zwar zeitweilig bremsen. Scheitern ließen sie das Projekt aber nicht. Erst die Katastrophe des Pfälzischen Erbfolgekriegs, 1688/89, setzte ihm abrupt ein Ende. Mannheim wurde so gründlich zerstört, „daß hinfüro auch nicht eine einzige Seel sich dasselbst mehr aufzuhalten vermöchte“. Hunderte Familien flohen, viele Richtung Brandenburg. Von den Folgen dieses Schlags sollte sich die Stadt erst im 18. Jahrhundert erholen.

Es bleibt die Erinnerung an ein Modell, das schon die Zeitgenossen faszinierte. So berichten Stadtdirektor, Schultheiß, Bürgermeister und Rat 1669 dem Kurfürsten nicht ohne Stolz vom Beifall im In- und Ausland für „ein solche gute harmonia under so vielerley nationen“.

Anschrift der Autorin:
Dr. Grit Arnscheidt
c/o Reiss-Engelhorn-Museen
Zeughaus C 5
68159 Mannheim